Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

42. Jahrgang.

1909 | **Berlin-Bremen, den 17. Februar.** | **Nr. 7**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Abraham Lincoln. Von Mary Nolte. — Wissenschaft und Weltanschauung. Von Dr. Ernst Teichmann. — Messina und die Vorsehung. Von D. P. Kirmß. — Stammt die Geburtsgeschichte Christi aus Ägypten? Von Prof. Dr. Jßleib. — Anzeigen.

Abraham Lincoln.

Zur Jahrhundertfeier seines Geburtstages am 12. Februar 1909.

Von Mary Nolte.

Sklavenbefreier — das ist der Name, mit dem Abraham Lincoln am liebsten genannt werden wollte, es ist der Name, unter dem er in der Geschichte weiter lebt und stets weiterleben wird. Charakteristisch ist es für den schlichten und von echter Frömmigkeit getragenen Sinn dieses Mannes, daß er Kriegsruhm und politische Erfolge gering anschlug gegenüber jener großen befreienden Tat christlicher Liebe, und daß er nicht als siegreicher Kriegsführer noch als gefeierter Staatsmann im Gedächtnis der Menschen fortleben wollte, sondern als seines Volkes geliebter Father Abraham, der Sklavenbefreier.

Abraham Lincoln hatte eine schwere Jugend. Er wurde am 12. Februar 1809 in einem elenden Farmhause in Hadin Connty, Kentucky, geboren. Die Farm war unergiebig und verwahrlost durch die Schlaffheit und Energielosigkeit seines Vaters, gegen welche seine Mutter, eine zarte, durch Arbeit und Kummer vorzeitig gealterte Frau nicht allein standhalten konnte. Diese Verkommenheit war ein typisches Bild bei so mancher „armen" weißen Familie in den Sklavenstaaten, d. h. bei solchen, die nicht vermögend genug waren, um selbst Sklaven zu halten, und deren wirtschaftliche Not noch gesteigert wurde, wenn sie die vornehme Indolenz der Sklavenhalter nachahmten. Im Gegensatz zu seinem Vater fehlte es dem jungen Abraham nicht an Energie. Sie zeigte sich schon, als in seinem achten Lebensjahre die Familie in die Urwälder von Indiana verzog, und des Knaben Kräfte in harter Arbeit auf der väterlichen oder auf Nachbarfarmen gestählt wurden. Seine Mutter war inzwischen gestorben, und an der tatkräftigeren Stiefmutter scheint er auch mehr Halt gehabt zu haben. Aber die Quelle seiner im späteren Leben stets bewährten Willenskraft, wie auch seiner tiefen Religiösität, war in ihm selbst: sie war das Erbteil jener pennsylvanischen Quäker, von denen er abstammte. Diese Abstammung dürfen wir bei einer Würdigung von Lincolns Charakter niemals aus den Augen lassen. Wir müssen uns immer die kleine Schar ernster Männer und Frauen vergegenwärtigen, die in England um ihres Glaubens willen verfolgt und des Landes verwiesen, im Jahre 1683 auf schwankem Schiffe über den Ozean fuhren, und mitten in unwirtlichen Wäldern einer unbekannten Küste sich ansiedelten. Ihrer Überzeugung konnten sie nicht untreu werden, lieber wollten sie die teure Heimat verlassen und in der Fremde schwer arbeiten und darben, wenn sie dort nur fanden, was schon vor ihnen die puritanischen Pilgrim Fathers gesucht hatten: „Freedom to worship God." — Sie nannten ihre Ansiedlung Pennsylvania nach der Familie ihres Anführers, William Penn, und unter den hohen rauschenden Wipfeln des Urwaldes führten sie das gewohnte strenge, sittenreine Leben in Fleiß und Treue weiter, und wenn ihnen einmal übermächtig die Sehnsucht nach der Heimat durch die Seele zog, dann preßten sie die Lippen aufeinander, zerdrückten die aufsteigende Träne im Auge, blickten starr über's blaue Meer bis zum verschwimmenden Horizont und priesen Gott im Herzen. Aus solchem kernfesten Holz war auch Abraham Lincoln geschnitzt; dieselbe Überzeugungstreue, Sittenreinheit, Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit finden wir bei ihm, dasselbe tiefe religiöse Gefühl, dieselbe puritanische Schlichtheit; auch sein Wort war ja, ja und nein, nein.

Selbst äußerlich hatte der ernste, ungewandte, verschlossene Knabe mit den eckigen Zügen etwas von seinen puritanischen Vorfahren mitbekommen, was allerdings bei ihm durch den sonnigen Humor gemildert wurde, der ihm manchmal aus den Augen blitzte.

An Schulbildung fehlte es ihm fast gänzlich. Die Schule war entlegen, und er konnte sie nur etwa ein halbes Jahr besuchen und sich notdürftig die allerelementarsten Kenntnisse aneignen. Aber sobald er selbst lesen gelernt hatte, fiel er eifrig über jedes Buch her, dessen er habhaft werden konnte; seine schnelle Auffassungsgabe ermöglichte ihm das Verständnis des Gelesenen und sein erstaunliches Gedächtnis bewahrte es ihm. Auch im Niederschreiben seiner Gedanken übte er sich trotz der größten Hindernisse, z. B. fehlte es ihm stets an Schreibpapier. Wie half er sich da? Er schrieb seine Kladde mit Kohle auf frische Schindeln oder auf eine reingescheuerte Holzschaufel und verfaßte die Reinschrift in möglichst gedrängtem Stil, um Papier zu sparen.

So wuchs der als „sonderbar" verschriene Jüngling heran. Er war ein kräftiger, starkknochiger Bursche,

fleißig und ehrlich, manchmal ausgelassen lustig und voll von derben Späßen und drolligen Geschichten, manchmal auch still und versonnen. Er war abwechselnd Ackerknecht, Holzhacker, Bootsmann und Ladengehilfe. Ein von ihm 1830 gezimmertes Blockhaus steht heute noch, und im Indianerkriege 1832 führte er eine Freiwilligenschar gegen den gefürchteten Häuptling Black Hawk. Dann versuchte er es erfolglos mit einem Ladengeschäfte und ließ sich 1836 als Advokat in Springfield, Illinois, nieder. Seine Vorstudien zu diesem Berufe waren notgedrungen dürftig, aber wegen seines scharfen Verstandes, seines hervorragenden Rechtssinnes und seiner absoluten Unbestechlichkeit wurde er bald ein gesuchter Anwalt. Die Rechtschaffenheit seines Charakters zeigt sich wieder einmal darin, daß er seine Fähigkeiten und seine Redegabe nie in den Dienst einer Sache stellen wollte, von deren Gerechtigkeit er nicht vollständig durchdrungen war. Ebenso hatte er niemals seine gewaltigen Körperkräfte zum Schaden der Schwachen mißbraucht, sondern war stets ihr Vorkämpfer und ihre Hilfe gegen ungerechte Bedrückung gewesen.

Um diese Zeit betrat er zuerst das Feld der Politik, getragen von der immer wachsenden Achtung seiner Mitbürger, und wurde bald in die Staatslegislatur und darauf auch in den Kongreß gewählt. Inzwischen hatte er viel Schweres erlebt. Seine Braut, Ann Rutledge, war 1835 gestorben, ein Schlag, der ihn fast zur Verzweiflung brachte, und den er nie ganz verwand. Ein spätere Neigung wurde nicht erwidert, und im Jahre 1846 heiratete er Mary Todd aus Kentucky. Erst später erkannte er ganz die mangelnde Übereinstimmung ihrer beiden Charaktere, welche diese Ehe leider zu keiner ganz glücklichen werden ließ und Lincoln schon als Verlobten in schweren inneren Kämpfen fast bis zu krankhaftem Trübsinn brachte. Peinlich gewissenhaft und ehrenhaft, wie er war, blieb er der Braut jedoch treu und wurde ein guter Gatte und Vater. Wohl mochte er schwer an den zeitweilig traurigen häuslichen Verhältnissen tragen, den tiefsten Schatten hatte aber der Tod seiner über alles geliebten ersten Braut, wie seine schwere Jugend überhaupt, auf sein ganzes Leben geworfen, und er litt oft grenzenlos unter Zeiten der düstersten Schwermut, die seine Freunde als „entsetzlich" bezeichneten. Mannhaft kämpfte er jedoch stets diese Stimmungen nieder und ließ in sprühenden Witzen seinem köstlichen Humor wieder freien Lauf, dem Humor, ohne den er, wie er selbst sagt, „zugrunde gegangen" wäre.

Es war Linolns näheren Freunden schon früh bekannt, daß er in seinen politischen Ansichten die Antisklaverei begünstigte, und das zu einer Zeit, wo die Vertreter des Antisklavereigedankens einen schweren Stand hatten. Oft wurde ihm nahe gelegt, er werde viel mehr Erfolg haben, wenn er hierin nachgeben könne; aber mit der Zähigkeit seiner pennsylvanischen Vorfahren hielt er an dem für recht Erkannten fest. Er hatte in seiner Jugend einmal einen Sklavenmarkt gesehen, und dies traurige Bild hatte sich ihm für alle Zeiten ins Herz gegraben. „Sklaverei ist unrecht", das war und wurde immer mehr das Leitmotiv seiner Reden, und diese seine Gesinnung wurde nach Aufhebung des sogen. Missouri-Kompromisses durch die Kansas-Nebraska-Bill auch weiteren Kreisen bekannt, besonders durch seinen Kampf mit Stephen A. Douglas um die Senatorstelle für Illinois. In diesem Kampfe hielt Lincoln seine berühmte Rede gegen die Sklaverei, in der er auf die Worte der heiligen Schrift hinwies: „Ein Haus, so mit sich uneins ist, mag nicht bestehen." Die „Uneinigkeit" der verschiedenen Staaten in bezug auf die Sklavereifrage müsse verschwinden, sagte er. Er glaube nicht an die Auflösung der Union, er glaube nicht, daß das Haus aufhören werde zu bestehen, aber er glaube, daß es aufhören werde, uneins zu sein. Weiter betonte er auch, daß nach der Unabhängigkeitserklärung alle Menschen ein gleiches Recht auf Leben, Freiheit und auf das Streben nach Glück hätten. Diese kühnen Worte, die durch die ganze Weltgeschichte widerhallen, waren ihrer Zeit weit voraus. Lincolns Freunde hatten ihn davor gewarnt, sie auszusprechen, und er unterlag freilich auch gegen Douglas, aber, wie alle führenden Geister, hatte er das ausgesprochen, was im Herzen des Volkes dunkel sich regte, und das Volk wählte ihn 1860 zu seinem Präsidenten. Die Wahl dieses notorischen Vertreters der Antisklaverei war das Zeichen zum Abfall für die Südstaaten, und trotzdem ihnen nach der Verfassung das Recht abgesprochen werden mußte, aus dem Bund treten zu können, und trotz der milden und versöhnenden Worte, die Lincoln in seiner Inaugurationsrede an sie richtete, wurde am 13. April 1861 der Krieg erklärt. Am 15. erließ Lincoln seinen Aufruf an die Nation um 75,000 Freiwillige, die sich über Erwarten schnell und begeistert zusammenfanden. Wie es Lincoln gelang, den vierjährigen Bürgerkrieg durch alle anfänglichen Niederlagen und späteren Erfolge hindurchzuführen bis zur völligen Niederwerfung der Rebellion und dabei geschickt eine europäische Intervention zu vermeiden, ist hinlänglich bekannt. Er sah ein, daß der springende Punkt in dem Kampfe von Nord und Süd die Sklavenfrage war, und er machte sie zum Angelpunkte des Krieges durch seine Proklamation vom 22. Septbr. 1862, worin vom folgenden 1. Januar ab alle Negersklaven für frei erklärt wurden. Dies war von Lincoln nicht nur ein Akt kluger Politik, sondern er erfüllte damit eine immer dringender werdende Forderung der Menschlichkeit, und er folgte dem mächtigsten Triebe seines eigenen mitfühlenden und gerechten Herzens. Nun war das, was er in einem ganzen Leben ersehnt und wofür er gedacht und gestrebt hatte, erreicht, und bewegten Herzens und feuchten Auges hielt der bescheidene Sieger in dem großen Bürgerkriege mit wenigen Begleitern seinen schlichten Einzug in die ehemalige Hauptstadt der überwundenen Staaten, wo die befreiten Neger ihrem Mas'r Linkum als einem Erlöser zujubelten.

Daß Lincoln, wie alle wirklich großen Staatsmänner, mit seinem Volke in Fühlung geblieben war, erwies sich bei der Präsidentenwahl von 1864, wo Lincoln trotz des Widerstandes der Partei früherer Sklavenhalter mit überwältigender Mehrheit wieder erwählt wurde. Des Volkes Stimme ward hier wieder Gottes Stimme. Die breiten Schichten des Volkes scharten sich um ihren Father Abraham, und wenn ihre Wahl auch dem klugen Manne galt, der mit weiser und fester Hand das Staatsschiff durch eine der gefährlichsten Krisen der amerikanischen Geschichte gesteuert hatte, so galt sie nicht minder der tadellosen Reinheit des Charakters, der seltenen Redlichkeit und Wahrhaftigkeit und der mitfühlenden Herzensgüte ihres „ehrlichen Abe Lincoln".

Eine große und schöne Aufgabe blieb Lincoln noch zu lösen: die Wiederherstellung der Südstaaten in der Union unter den neuen Verhältnissen. Niemand unter den damaligen Staatsmännern hätte diese schwierige Aufgabe besser lösen können als der milde und versöhnliche Lincoln, der Freunde und Feinde stets aufforderte, „ohne Groll und mit Nachsicht gegen jeden" zu verfahren. Aber es war anders bestimmt. Bei einer Theatervorstellung am 14. April 1865 wurde Lincoln von dem fanatischen südländischen Schauspieler J. Wilkes Booth erschossen. Der Jammer des amerikanischen Volkes war unbeschreiblich; jeder betrauerte den unersetzlichen Verlust, und der kleine

Mann weinte dem Präsidenten wie einem persönlichen Freunde nach. Unter Anteilnahme der ganzen Nation wurde er in Springfield bestattet.

Im Laufe der Jahre haben viele Biographen uns ein Bild Abraham Lincolns entworfen, und das ist ein Glück, denn die Beschäftigung mit seiner Persönlichkeit kann nur ein Gewinn für das eigene Innenleben sein. So sollte z. B. die volkstümlich geschriebene Biographie von Thayer, die in deutscher Übersetzung bei Friedr. Andr. Perthes in Gotha erschienen ist, in keiner Volks- oder Jugendbibliothek fehlen. Wer aber gern einen deutschen Landsmann über Lincoln hören möchte, der schlage den zweiten Band der „Lebenserinnerungen" unseres unvergeßlichen Carl Schurz auf oder desselben Verfassers „Abraham Lincoln" (Berlin, G. Reimer) und lese selbst die warmen Worte, die dieser Vorkämpfer der achtundvierziger Freiheitsideen und hervorragende Kenner amerikanischer Verhältnisse für seinen verehrten Freund findet. Manch freundlicher Zug wird in diesen Schriften festgehalten, so Lincolns Hochherzigkeit im ruhigen Ignorieren persönlicher Beleidigungen, oder Proben seiner Schlagfertigkeit und seines derben Witzes, oder die Urteile seiner Freunde über seine nie versagende Hilfsbereitschaft, seine grenzenlose Gutmütigkeit, seinen Fleiß bei der Arbeit und den Büchern und seinem Humor.

Wir haben schon auf das puritanische Element in Lincolns Persönlichkeit hingewiesen. Seine Vorfahren waren, wie wir wissen, glaubensstrenge Quäker; er selbst war früh mit der Bibel vertraut geworden, denn im väterlichen Hause war sie fast das einzige Buch. Sein religiöses Gefühl war gewiß stark, aber in seinen Ansichten eilte dieser Sklavenbefreier, dem Freiheit über alles ging, ebenfalls seiner Umgebung voraus. Der Glaube sollte die Liebe nicht erdrücken, meinte er, und das ist ihm von einigen Zeitgenossen sehr verdacht worden. Die Nachwelt wird es ihm nicht verdenken. Sie wird dankbar bewundernd auf sein großes Befreiungswerk blicken und wird aus seinen zündenden politischen Reden manches Goldkorn höchster Ethik herausheben. Überall bekämpft er Lüge und Unterdrückung, überall erstrebt er Wahrheit und Gerechtigkeit. „Laßt uns nur fest an die Macht des Guten glauben," sagt er einst, „und in diesem festen Glauben wagen, unsere Pflicht zu tun, wie wir sie erkennen." Und ein höheres und zugleich praktischeres Christentum kann es kaum geben als das, welches er in die schlichten Worte kleidet: „Wenn ich mich zur ewigen Ruhe niederlege, möchte ich, daß man von mir sagen könnte, ich hätte stets eine Distel ausgerodet und eine Blume an ihre Stelle gepflanzt, wenn ich glaubte, daß eine Blume dort gedeihen würde."

Wissenschaft und Weltanschauung.

Zum Streit um Haeckels Embryonenbilder.

Von Dr. Ernst Teichmann (Frankfurt).

Seit er im Jahre 1863 auf der Naturforscher-Versammlung zu Stettin mit jugendlichem Ungestüm für Darwins Lehre eintrat, ist Ernst Haeckel zu allen Zeiten heftigsten Angriffen ausgesetzt gewesen. Sie haben ihm wenig geschadet. Die große Menge seiner Anhänger ist in ihrem Vertrauen auf ihn kaum je erschüttert worden. Unschwer läßt sich erkennen, welche psychologischen Momente dafür bestimmend gewesen sind: sie liegen nicht in Haeckels Bedeutung als Forscher, sondern in der fast religiösen Verehrung, die er als Apostel eines neuen Glaubens genießt, der frei von allen kirchlichen Dogmen allein auf Wissenschaft begründet zu sein behauptet. Jeder Angriff, der auf einen solchen Mann unternommen wird, ist in den Augen derer, die an ihn glauben, von vornherein mit dem Odium behaftet, die Geschäfte der Reaktion zu besorgen. Deshalb repräsentiert Haeckel eine Macht, die weite Kreise unseres Volkes in ihrem Bann hält, und wer unsere Zeit mit offenen Augen betrachtet, wird nicht leugnen dürfen, daß des Jenaer Zoologen Einfluß auf das Denken breiter Schichten unseres Volkes nicht im geringsten abgenommen hat, obgleich es an verzweifelten Anstrengungen, ihn zu brechen, niemals fehlte.

Die letzten Monate und Wochen haben wieder einen Beweis dafür geliefert, wie aussichtslos es ist, diesen Mann dadurch der Sympathien seiner Anhänger berauben zu wollen, daß sein Ruf als Forscher angegriffen wird. Ich will zunächst den Verlauf der Angelegenheit, die viel Aufsehen macht, so kurz wie möglich schildern und dann einiges zur Kritik des Verfahrens der beiden Gegner anfügen.

Zunächst also: Um was handelt es sich? Haeckel hatte einen Vortrag, der von ihm am 17. Juni 1907 im Volkshause zu Jena gehalten worden war, auf Wunsch veröffentlicht. In diesem Schriftchen, das unter dem Titel „Das Menschen-Problem und die Herrentiere von Linné" erschienen ist (64 S. Frankfurt am Main, Neuer Frankfurter Verlag), fügte er drei Tafeln mit Abbildungen bei, die die Verwandtschaft des Menschen mit Säugetieren im Sinne der Entwicklungstheorie illustrieren sollen. Die erste Tafel zeigt „Skelette von fünf Menschenaffen" (Mensch, Gorilla, Schimpanse, Orang und Gibbon); auf den beiden anderen sind Säugetierkeime in verschiedenen Stadien der Genese zum Vergleich nebeneinander gestellt, um zu beweisen, daß sich der menschliche Embryo auf gewissen Entwicklungsstufen nur wenig von denen anderer Säugetiere unterscheidet. Diese Abbildungen erregten den Zorn des Zoologen Dr. Arnold Braß. Braß hatte schon im Jahre 1906 eine Streitschrift gegen Haeckel veröffentlicht („Ernst Haeckel als Biologe und die Wahrheit." 96 S. Stuttgart, Max Kielmann), in der er sich auch gegen die Deszendenztheorie wandte und ihr die Beweiskraft absprach. Wie viele andere die Haeckelschen Lehren kritisierenden Publikationen ist auch sie ziemlich unbeachtet geblieben. Inzwischen war Haeckels „Menschen-Problem" mit den oben erwähnten Abbildungen erschienen. Gegen sie erhob nun Braß in verschiedenen Zeitungen Einspruch, ja, er beschuldigte Haeckel, die Bilder gefälscht zu haben. Haeckel erwiderte darauf, indem er seinen Gegner der „bewußt dreisten Unwahrheit" zieh, aber Braß blieb bei seiner Behauptung, der er nun folgende Fassung gab: „Haeckel hat nicht nur die Entwicklungszustände von Mensch, Affe und anderen Säugern falsch dargestellt, . . . sondern er hat aus dem wissenschaftlichen Nachlaß eines Forschers eine Figur eines Makaks entnommen, dieser den Schwanz abgeschnitten und einen Hylobates daraus gemacht. Er hat also an der Wissenschaft das schwerste Verbrechen begangen, dessen sich ein Forscher schuldig machen kann." Zugleich kündigte er das Erscheinen einer Broschüre an, in der er den Beweis für die Richtigkeit seiner Anklage erbringen werde. Die Broschüre ist inzwischen erschienen; sie trägt den Titel „Das Affen-Problem. Professor E. Haeckels Darstellungs- und Kampfesweise sachlich dargelegt nebst Bemerkungen über Atmungsorgane und Körperformen der Wirbeltier-Embryonen." (Mit 40 Abbildungen. 42 S. Leipzig 1908, Biologischer Verlag.) Braß sucht hier darzutun, daß die Haeckelschen Zeichnungen „immer an den Stellen, welche für seine Hypothesen Beweiskraft haben, Entstellungen zeigen, die zugunsten der Hypothesen ausgefallen sind" (S. 8). Er führt die Autoren namentlich auf, deren Zeichnungen Haeckel in dieser Weise mißbraucht habe, und zeigt durch Nebeneinanderstellung der

Originale und der Kopien, wie weit die Veränderungen gehen, die Haeckel vornahm. Ich zitiere beispielshalber eine Stelle, die sich auf S. 20 der Braßschen Schrift findet: „Herr Professor Haeckel," heißt es da, „Ihr Gibbon-Embryo G II ist dadurch zustande gekommen, daß Sie aus dem zehnten Hefte der Selenkaschen Studien die Figur 28, auf Seite 357, nahmen, diese genau, bis auf den Schwanz, kopieren ließen, den Schwanz aber um fünfzehn bis sechzehn Wirbel kürzten, worauf Sie ihm einen dem Menschen-Embryo M II ähnlichen Schwung nach oben gaben. Nun fehlte diesem . . . Embryo noch der Name . . . Sie tauften den von Selenka ganz richtig als Cercocebus cynomolgus benannten Affen-Sproß um und nannten ihn G = Gibbon (Hylobates). Wie nennt man derartiges?" An andern Stellen scheut sich Braß nicht, das Verfahren Haeckels mit sehr starken Ausdrücken zu belegen; er nennt es einen „unwürdigen Frevel" (S. 21), spricht von „absichtlich falsch gebrachten Zeichnungen" (S. 21), von „beschummeln" (S. 16, 20) usw.

Es konnte nicht ausbleiben, daß solche Anklagen Aufsehen erregten. Man erinnerte sich, daß schon früher einmal (1874) von einem angesehenen Forscher, dem Leipziger Embryologen Wilhelm His, gegen Haeckel schwere Vorwürfe erhoben worden waren; His hatte ihn damals in seinem Buche „Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung" (Leipzig, F. C. W. Vogel) der Unwahrheit und Fälschung bezichtigt und seine Abbildungen als erfunden bezeichnet, und Haeckel war nicht imstande gewesen, sich völlig reinzuwaschen. So war wenigstens in eingeweihten Kreisen immer ein leises Mißtrauen gegen den Jenaer Zoologen zurückgeblieben. Das trat nun wieder in einer Zuschrift zutage, die die „Allgemeine Zeitung" am 19. Dezember 1908 (Nr. 38) unter der Überschrift „Haeckels Embryonenbilder" veröffentlichte und die „Professor Dr. X." unterzeichnet war. Hier wurden die deutschen Embryologen aufgefordert, sich zu der Braßschen Streitschrift zu äußern. „Dann aber," heißt es weiter, „muß man vor allem abwarten, was Haeckel selbst dazu zu sagen hat. Wir wünschen dringend, um seiner und der deutschen Wissenschaft Ehre willen, daß er sachlich und eingehend darlegt, auf welche Weise jene Bilder zustande gekommen sind, wo sich die Originalpräparate befinden usw. — Jede andere Antwort Haeckels, selbst eine gerichtliche Klage, würde das deutsche Volk nicht verstehen können." Die Tendenz dieser, der genannten Zeitung „von autoritativer Seite übermittelten Einsendung" ging, wie sie selbst erklärte, dahin Haeckel zu einer Klarstellung zu veranlassen. Haeckel sah sich denn auch gezwungen, auf diesen Artikel, der von vielen Zeitungen übernommen wurde, zu antworten.

„Fälschungen der Wissenschaft" überschrieb er seine drei Spalten füllende Erklärung, die er der „Allgemeinen Zeitung" übersandte (Nr. 2 vom 9. Januar 1909). Man wird gespannt sein, zu erfahren, in welcher Weise er jene Vorwürfe zu entkräften suchte. Allein auch den, der eifrig sucht, weil er gern finden möchte, wird doch die Dürftigkeit des Gebotenen enttäuschen. Da heißt es zunächst, die angeblichen Fälschungen befinden sich auf einigen Tafeln, die ich teils 1905 . . . teils 1907 . . . veröffentlicht hatte. Wohlgemerkt, sind dies Darstellungen, welche dazu dienen sollen, längst bekannte Tatsachen einem größeren Bildungskreise zugänglich zu machen. Braß hingegen sucht seine Leser glauben zu machen, daß es sich um neue „Erfindungen" handelt, durch welche ich dem Publikum falsche Tatsachen vorspiegeln wolle (S. 34). Dann folgt ein Passus, der immerhin charakteristisch genug ist, um hier wörtlich wiedergegeben zu werden. Er lautet:

„Die gefälschten Embryonenbilder." Um dem ganzen wüsten Streite kurzerhand ein Ende zu machen, will ich nur gleich mit dem reumütigen Geständnis beginnen, daß ein kleiner Teil meiner zahlreichen Embryonenbilder (vielleicht 6 oder 8 vom Hundert) wirklich (im Sinne von Dr. Braß) „gefälscht" sind — alle jene nämlich, bei denen das vorliegende Beobachtungsmaterial so unvollständig oder ungenügend ist, daß man bei Herstellung einer zusammenhängenden Entwicklungskette gezwungen wird, die Lücken durch Hypothesen auszufüllen und durch vergleichende Synthese die fehlenden Glieder zu rekonstruieren. Welche Schwierigkeiten diese Aufgabe hat, und wie leicht der Zeichner dabei fehlgreift, kann nur der Embryologe von Fach beurteilen.

Nun folgen die oben zitierten Worte des „Professors Dr. X.", auf die wie folgt geantwortet wird:

Eine köstliche Idee, das deutsche Volk — oder selbst ein auserlesenes Kollegium von scharfsinnigen Juristen! — als Richter über den Wert von Embryonenbildern zu setzen, zu deren Verständnis und Beurteilung ein mehrjähriges schwieriges Studium der vergleichenden Anatomie und Embryologie gehört. Und wer unsere „deutschen Embryologen" kennt mit ihren weit auseinander gehenden Zielen und Methoden, ihren widersprechenden allgemeinen Ansichten und Vorurteilen, der wird von vornherein von ihnen kein übereinstimmendes Urteil in dieser hochpeinlichen Gerichtsverhandlung erwarten können.

Schließlich behauptet Haeckel, sein Verfahren sei unter den Biologen ganz allgemein verbreitet:

Die große Mehrzahl nämlich von allen morphologischen, anatomischen, histologischen und von embryologischen Figuren, welche in den besten Lehrbüchern und Handbüchern, in biologischen Abhandlungen und Zeitschriften allgemein verbreitet und geschätzt sind, verdienen den Vorwurf der „Fälschung" in gleichem Maße. Sie alle sind nicht exakt, sondern mehr oder weniger „zurechtgestutzt", schematisch oder „konstruiert". Vieles unwesentliche Beiwerk ist weggelassen, um das Wesentliche in der Gestalt und Organisation klar hervortreten zu lassen.

Die deutschen Professoren der Embryologie und Anatomie haben auf den Appell ihres anonymen Kollegen bisher nicht reagiert. Es darf aber wohl behauptet werden, daß sie sich weder mit dem von Haeckel bei der Herstellung seiner Bilder angewandten Verfahren noch mit der Charakterisierung, die ihnen und ihren Arbeiten hier zuteil wird, einverstanden erklären werden. Mir scheint es vor allem nicht zulässig zu sein, die Abbildungen wissenschaftlicher Werke dem Verdachte preiszugeben, als sei die Art, wie sie hergestellt werden, auch nur annähernd mit der von Haeckel bei den inkriminierten Embryonenbildern angewandten Methode in Parallele zu setzen. Doch es kann nicht meine Aufgabe sein, diesen Faden weiter zu spinnen; das sei denen vorbehalten, die es zunächst angeht. Hier handelt es sich um die Frage, kann Haeckels Antwort auf die gegen ihn erhobene Beschuldigung genügen? Ich fürchte, es wird keinen geben, der nach vorurteilsloser Prüfung aller in Betracht kommenden Umstände den Mut hätte, mit einem runden Ja zu antworten. Gewiß hat der Verfasser populärwissenschaftlicher Werke das Recht, seine Ausführungen und Illustrationen so zu gestalten, daß sie dem Laien verständlich werden. Er darf Unwesentliches weglassen und Wesentliches unterstreichen, er darf auch schematisieren und sogar konstruieren. Aber — und das ist ein Gebot, das niemals umgangen werden sollte — er muß sagen, was er getan hat. Hätte Haeckel in den Erklärungen, die er seinen Abbildungen beigefügt hat, unter Hinweis auf die Originalarbeiten, denen er sie entnahm, zum Ausdruck gebracht, daß dem Leser hier schematisierte und stark umgeänderte Bilder geboten würden, so hätte er sich den Vorwürfen nicht ausgesetzt, die nun auf ihm sitzen bleiben. Ich muß freilich gestehen, daß so erhebliche Umgestaltungen, wie sie bei diesen Embryonenbildern von ihm vorgenommen wurden. auch dann, wenn sie als solche kenntlich gemacht wurden, meines Erachtens die Grenze des für populäre Darstellungen Zulässigen überhaupt hinter sich lassen, schon deshalb, weil sie durch die

an ihnen vollzogene Prozedur ihre Beweiskraft einbüßen. Doch mag man dies als eine Sache des Geschmacks betrachten, die sich dem Streit entzieht. Aber gerade im Hinblick auf die Bemerkungen, die ich nun noch der Angelegenheit als Zeiterscheinung widmen möchte, will ich keine Zweifel darüber bestehen lassen, daß Haeckels Verfahren schwerlich als einwandsfrei betrachtet werden kann.

Ich habe bisher, um die ruhige Beurteilung der sachlichen Differenz zwischen Haeckel und Braß nicht zu stören, einiges verschwiegen, was jetzt nachgeholt werden soll. Dr. Braß gehört dem Kuratorium des „Keplerbundes“ an, und Ernst Haeckel ist, wie jeder weiß, Ehrenvorsitzender des „Deutschen Monistenbundes“. Der Kampf, dessen Verlauf vorhin skizziert wurde, rückt unter Berücksichtigung dieser Tatsachen in eine neue Beleuchtung. Stünden sich nur ein Professor der Zoologie und ein, vielleicht etwas vergrämter Zoologe gegenüber, so wäre ihr Streit es kaum wert, ein größeres Publikum zu beschäftigen; er könnte als Gelehrtengezänk dem Interesse der engsten Fachgenossen überlassen werden. Aber nun stehen hinter den beiden Kämpen zwei Organisationen, denen immerhin eine gewisse Bedeutung für unser öffentliches Leben nicht abzusprechen ist. Jeder der beiden Bünde tritt für eine bestimmte „Weltanschauung“ ein und sucht sie mit allen Mitteln zu propagieren: der Monistenbund schwört zur Fahne der monistischen, der Keplerbund zu jener der christlichen Religion (so entspricht es wenigstens den tatsächlichen Verhältnissen, wenn auch nicht dem Wortlaut der Statuten). Man muß das im Auge behalten, wenn man die Art der Polemik verstehen will, wie sie zwischen Haeckel und Braß geführt ist. Der Ton, auf den die Kundgebungen dieser Männer gestimmt sind, entbehrt jeder Würde. Erbitterung und Haß sind hier die treibenden Kräfte. Mit Überwindung nur und mit Scham liest man diese fanatischen Ergüsse eines Zelotismus, wie er zu keinen Zeiten religiöser Erregung heftiger hat aufflammen können.

Wenn es auch an Provokationen weder auf der einen noch auf der anderen Seite gefehlt haben mag, so kann doch nicht geleugnet werden, daß es Dr. Braß vorbehalten war, diesmal den Streit auf das persönliche Gebiet zu übertragen, indem er Haeckel selbst angriff. Man sage nicht, er habe das auf eigene Rechnung getan, den „Keplerbund“ gehe diese Sache nichts an. Das wäre eine Ausflucht und Zweideutigkeit. Und überdies ist das Kuratorium des Bundes in einer Erklärung für sein Mitglied eingetreten. Als der „Keplerbund“ gegründet wurde, hegten viele die Befürchtung, daß mit ihm ein Faktor in das öffentliche Leben trete, der nicht dem Frieden dienen werde. Es hat nicht an solchen gefehlt, die von vornherein der Meinung waren, die Persönlichkeit gerade der Männer, die die Arbeit in der Öffentlichkeit leisten sollten, biete nicht die Gewähr für ein fruchtbares positives Wirken. Nun hat sich gezeigt, daß jene skeptisch Gestimmten im Recht waren. Diese Vereinigung ist nicht imstande, den Leidenschaften derer zu wehren, die ihre ganze Kraft in der Bekämpfung des ihnen verhaßten Monismus erschöpfen. Statt sich, wie es ihr Programm besagt, wirklich der „Förderung der Naturerkenntnis“ zu widmen, indem die Ergebnisse der Forschung durch Wort und Schrift zu einem Bestandteil des allgemeinen Wissens gemacht werden, scheinen Männer wie Braß und Dennert es sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, Haeckel, in dem sie die Seele der monistischen Bewegung sehen, zur Strecke zu bringen. Dabei bedenken sie nicht, daß diese Zuspitzung aufs Persönliche nur dazu dienen kann, die neutralen Kreise gegen sie einzunehmen, ganz abgesehen davon, daß, selbst wenn sie noch so laut verkündigen, Haeckel sei „wissenschaftlich tot und gerichtet“, dies gerade bei denen wenig Eindruck machen wird, auf die es wirken soll; es muß die Verbitterung nur noch steigern. Die Haeckel-Hetze, die der Keplerbund betreibt, gereicht ihm weder zur Ehre noch zum Vorteil. Und glaubt man wirklich, man könne, indem man Haeckels Zeichnungen als gefälscht nachweist, einen für die Wissenschaft so fruchtbaren und förderlichen Gedanken wie den der Entwicklung diskreditieren oder gar widerlegen? Weiß man nicht, daß er selbst dann noch unberührt und in voller Kraft aufrecht stünde, wenn sich jedes Wort der Haeckelschen Broschüren als unrichtig erwiese? Hunderte von Tatsachen sprechen für die Entwicklungstheorie, tausenden spendet sie das Licht, in dessen Schein sie uns erst verständlich werden, Ordnung gewinnen und Zusammenhang. Was kann es für einen Sinn haben, gegen Gedanken zu polemisieren, die längst der Diskussion entrückt sind? Wenn es auch in den Wind gesprochen sein dürfte, so möchte ich dennoch nicht unterlassen, dem „Keplerbund“ den Rat zu geben, diesen Weg, auf den er durch Dr. Braß geführt worden ist, nicht weiter zu beschreiten, sondern sich fruchtbarerem Tun zuzuwenden. Wäre es nicht eine edlere und größere Aufgabe, an der Überbrückung der Gegensätze zu arbeiten, die unser Volk zerreißen, gegenseitiges Verstehen und weitherzige Duldung zu fördern, die als schönste Blüte gerade aus umfassender und vertiefter Naturerkenntnis hervorsprießen! Vielleicht würde dann das Odium schwinden, das dem „Keplerbund“ bei allen Freidenkenden anhaftet, die von der Meinung nicht loskommen, hier diene die Naturwissenschaft nur zum Vorwand, um unter ihrer Deckadresse die Geschäfte der Orthodoxie zu besorgen, und die sein Tun deshalb mit Mißtrauen und Abneigung verfolgen müssen.

Und schließlich noch ein letztes Wort. Die traurige Angelegenheit, die hier zur Sprache gebracht wurde, betrifft die deutsche Wissenschaft im Grunde so gut wie gar nicht. Nicht sie ist hier die Leidtragende, nicht ihre Ehre steht auf dem Spiel. Weder Haeckel noch Braß können im Ernste behaupten wollen, es sei der Geist der Wissenschaft, der aus ihren Kundgebungen spricht, der ihnen die Feder geführt hat, als sie ihre Pamphlete verfaßten. Ganz andere Motive haben hier gewirkt. Und mit dieser Erkenntnis, daß es sich gar nicht um eine Kontroverse handelt, die, aus dem Geiste der Wissenschaft geboren, uns wissenschaftlich fördern könnte, verliert die Angelegenheit für uns ihre tiefere Bedeutung. Sie gliedert sich ein in die lange Reihe jener im Grunde unfruchtbaren, kulturschädigenden Bewegungen, die je und je aus dem Untergrund der ins Religiöse gesteigerten metaphysischen Bedürfnisse hervorquellen. Es scheint, als ob die Menschheit noch immer nicht reif sei, dieser dunkeln Gewalten Herr zu werden, als ob das Zeitalter wahrer Toleranz anzubrechen ewig zögern wolle.

Messina und die Vorsehung.

Unser Freund D. Kirmß erhielt aus kirchlich-liberalen Kreisen Berlins den hier abgedruckten Brief:

Hochgeehrter Herr Pfarrer!

Angesichts des heutigen „Leitartikels der Vossischen Zeitung Nr. 39, Sonntag, den 24. Januar 1909“, kann ich nicht umhin, mich auf diesem Wege an Sie, hochverehrter Herr Pfarrer, als einen unserer Leiter der „liberalen“ Bewegung zu wenden, und die ergebene Anfrage zu stellen wie die Bitte zu richten, doch gerade nun, notwendigerweise, vom Standpunkt des „religiösen Liberalismus“ Stellung zu dieser öffentlichen Äußerung einer Zeitung, welche dem „religiösen Liberalismus“ zu dienen glaubt, zu nehmen. —

Ich hatte diese Frage bereits auf Grund des Artikels in Nr. 15 der Voss. Ztg. (vom 10./1. 09) in unserer (Christus-) Parochie angeregt, glaube aber nun, nachdem der Verfasser des Artikels sich direkt an den „religiösen Liberalismus“ wendet, daß keine Zeit verloren werden darf, doch seitens des Liberalismus der Kirche diese Frage „die Vorsehung und Messina“ zu erörtern und dabei zu betonen, daß unser (der kirchlich

Liberalen) Streben ist, die Religion zu vertiefen, nicht aber antireligiös zu wirken und daß wir Alles bekämpfen, was die Verflachung der Religion zu befördern oder diese letztere gar zu beseitigen beitragen könnte. —

Es ist dies nicht allein zur richtigen Beurteilung der Bestrebungen der „Liberalen“ notwendig, sondern, glaube ich, gerade hier kann der Liberalismus betätigen, was wir so oft sagen, wir wollen mit unseren Bestrebungen zwar eine größere Freiheit in der Kirche, aber ein desto lebhafteres religiöses, inneres Leben erreichen.

Darauf sandte D. Kirmß an die „Voss. Zeitung“ einen Artikel mit der oben angegebenen Überschrift. Er erhielt ihn zurück mit dem Bemerken, daß viele Zuschriften für und wider jenen Leitartikel eingegangen seien, die Redaktion aber den Abdruck abgelehnt habe und so auch D. Kirmß' Artikel nicht abdrucken könne. Da uns aber daran liegen muß, daß die Auffassungen jenes Artikels nicht als die Anschauungen des kirchlichen Liberalismus betrachtet werden, da sie in einem Blatt stehen, das bisher tapfer und geistig bedeutend die Ideen des kirchlichen Liberalismus vertreten hat, und dem wir für manchen Beweis der Treue und des Eifers dankbar sein wollen, haben wir D. Kirmß gebeten, uns seine Arbeit zu überlassen, die nun folgt. Die Redaktion.

Messina und die Vorsehung.

Von D. P. Kirmß, Pfarrer.

Die beiden Artikel in Nr. 15 und 39 der „Vossischen Zeitung“ über die Stellung des Gottesglaubens zu der Katastrophe in Sizilien hat, wie der Schreiber dieser Zeilen weiß, in dem Kreise der religiös und kirchlich interessierten Leser der „Voss. Zeitung“ lebhaften Widerspruch gefunden. Es ist deshalb recht und billig, daß die Frage, welche jetzt viele Gemüter tief bewegt: Wie ist jenes furchtbare Unglück mit dem Gottesglauben vereinbar? nun auch von einer anderen Seite, als es in jenen Artikeln geschieht, beleuchtet werde. Darin ist dem Verfasser selbstverständlich zuzustimmen, daß derartige Ereignisse, bei denen Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte umkommen, nicht als göttliche Strafgerichte angesehen werden können. Wie die segnenden Naturkräfte Gute und Böse erfreuen, so vernichten die zerstörenden Elemente das Leben von Ungerechten und Gerechten. Diese Erkenntnis ist nicht neu. In der bekannten Erzählung vom Blindgeborenen hat Jesus den Zusammenhang von Sünde und Leiden verneint. Dabei ist jedem, der auf dem Boden des heutigen Denkens steht, die Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze selbstverständlich. Auch wir halten es für falsch und verderblich, überall den Finger Gottes sehen zu wollen. Durch Erzählungen von wunderbarer Behütung, denen man mindestens ebenso viele, welche das Gegenteil beweisen, entgegenstellen kann, wird der Vorsehungsglaube nicht gestützt, sondern untergraben.

Auch darin stimmen wir dem Verfasser zu, daß nicht die Religion, sondern die Wissenschaft jene Naturereignisse zu „erklären“, d. h. ihre physische Entstehung zu erforschen und zu beschreiben hat. Sie wird gewiß auch manches tun können zur Bekämpfung ihrer zerstörenden Wirkungen. Ob aber der Verfasser mit seiner Erwartung und Hoffnung, daß „uns die Wissenschaft die verborgenen Wege zeigen werde zur Zitadelle, von der aus wir uns zu Herren der Burg machen können“, das soll doch wohl heißen, daß wir uns einst mit Hilfe der Wissenschaft vor Erdbeben schützen, ja sie wohl sogar wirkungslos werden machen können, der Wissenschaft nicht einen sehr übeln Dienst erweist, indem er den Spott ihrer Gegner herausfordert?

Wenn nun der Verfasser im Gegensatz zu den geradezu unmöglichen Erwartungen, die er auf die Wissenschaft setzt, der Religion alles Recht hier mitzureden abspricht, so verneint er damit tatsächlich überhaupt das Existenzrecht der Religion; denn eine Religion, welche hier versagt, ist wertlos. Sie ist wie der Soldat, der das Gewehr wegwirft und davonläuft, sobald die Kugeln pfeifen. Wenn sie nicht standhält, wo der Mensch sie am nötigsten braucht, so ist es nicht mehr der Mühe wert, sich um sie zu bemühen. Dann ist jeder Kampf, jede Arbeit um ihretwillen zwecklos. Hätte der Verfasser recht, dann wäre sie schon längst tot. Denn Katastrophen wie in Sizilien hat es, wenn auch nicht immer in der Größe, doch immer gegeben. Und im Kleinen tritt die Frage, welche solche erschütternde Ereignisse an uns stellen, fortwährend an uns heran. Mit demselben Recht, mit welchem der Verfasser entrüstet fragt: Was wäre das für ein grausamer Gott, der 200.000 Menschen unter unsäglichem Jammer umkommen läßt? können wir täglich fragen: Was ist das für ein grausamer Gott, der einen guten Menschen jahrelang auf seinem Krankenbett gefoltert werden oder der brave Feuerwehrleute im Dienste ihrer Pflicht den Tod auf der Brandstätte finden läßt? Jammer und Not ist immer dagewesen, und im vollen Widerspruch gegen die Meinung des Verfassers ist die Religion daran nicht zugrunde gegangen, sondern im Gegenteil, sie ist immer im Kampf mit der Not gewachsen. Die großen Propheten und Denker der Vergangenheit haben auch unsägliches Elend gesehen und haben gesagt: „Dennoch bleib ich stets an dir.“ Der Verfasser verlangt, wenn es einen liebenden Gott gebe, so müsse er die Erde zu einem recht behaglichen Paradiese machen. Das ist nun freilich nicht so. Vielmehr stellt uns Gott hinein in eine Welt des Kampfes und Sturmes, in eine fortwährend in Wandlungen begriffene Welt, in der es Umwälzungen und Katastrophen gibt. Das sollen wir nicht verwünschen, sondern wir sollen eine Ehre darin sehen, wie ein tapferer Soldat, der an einen gefährlichen Posten gestellt wird. Wir sollen und wollen keine verweichlichten Kinder sein, sondern kämpfen und arbeiten und mit den Elementen ringen und durch unser Gottesbewußtsein, mit dem wir uns auch an den unerforschlichen Gott halten, stärker werden als Meer und Feuer. So sollen wir etwas werden, so soll uns das Leben lebenswert werden. Und es würde uns nicht lebenswert sein ohne Schmerz und Tod, so gewiß uns der Tag nicht Tag sein würde ohne die Nacht. Wenn der Verfasser ausruft: „Die Priester aller Konfessionen mögen sich hüten, das Erdbeben von Messina auf das Konto des lieben Herrgottes zu setzen,“ — wir tun es doch. Wir setzen es auf das Konto des Gottes, der Schmerz und Tod, diese heilsamen Kräfte, ohne welche das Leben nicht lebenswert wäre, in seinen Weltplan aufgenommen hat. Auf sein Konto setzen wir auch den Tod Jesu. Gott hat keinen Finger gerührt, um ihn von seinen Feinden zu befreien. Aber gerade von dieser Tatsache aus ist der Glaube an Gottes Liebe hinaus in die Welt gegangen und wird unter den Menschen immer seinen Platz behaupten, auch wenn uns das irdische Geschehen unverständlich ist.

Was versteht die Ameise von dem Tun des Menschen, der ihren Bau aushebt, um ihre Brut zu Heilzwecken zu verwenden? Dieser Mensch hat einen sehr vernünftigen Zweck im Auge. Die Ameise aber, wenn sie denken könnte, würde sagen: „Ich habe die Menschen immer für vernünftige und gute Wesen gehalten. Von diesem Glauben bin ich nun gründlich kuriert. Sie sind Bestien. Denn sie haben meinen Bau zerstört.“ Dieses Sichbescheiden des Gottesglaubens erhebt uns über das Alleswissenwollen, an welchem die kranken, welche überall den Finger Gottes sehen wollen, aber ebenso auch die, welche sagen, es ist alles Torheit und Unsinn. Wir wollen doch stolz und frei, liebend und kämpfend in dieser Welt des Kampfes stehen in der Überzeugung, daß wir lebend und sterbend Gott angehören. Die 200.000 in Sizilien sind nicht „vernichtet“ worden. Menschen können überhaupt nicht ver-

nichtet werden. Sie sind mehr als die Elemente. In ihnen ist Ewigkeit. „Seid ihr denn nicht viel mehr, denn sie?“

Man wird sagen, das ist Glaube. Aber die andere Meinung, daß alles Torheit und brutale Gewalt ist, ist auch Glaube, nichts als Glaube. Es bleiben hier immer Rätsel, welche die Wissenschaft nicht zu lösen vermag, zu denen man aber innerlich Stellung nehmen muß. So steht Glaube gegen Glaube, Weltanschauung gegen Weltanschauung. Es fragt sich nur, welche die vernünftigere und die befriedigendere ist. Wir stehen mit unserer religiösen Weltanschauung im Bunde mit den Besten unseres Volkes, Luther, Kant, Hegel, Fichte, Schleiermacher, um von anderen zu schweigen. Wir befinden uns also in recht guter Gesellschaft.

Stammt die Geburtsgeschichte Christi aus Ägypten?

Eine schlichte Entgegnung.

Herzlich danke ich den Herren Herausgebern dieses Blattes für die gütige Veröffentlichung meiner „Anregung“ (am 6. Januar). Jedenfalls sind die 17 Bilder der ägyptischen Königssage wohl für alle Leser eine Neuigkeit gewesen; denn meine zahlreichen Erkundigungen vor der Niederschrift meines Artikels hatten ergeben, daß nur die Herren Ägyptologen die wichtige Sage kannten.

Die Meinungsäußerung des Herrn Prof. Weinel, die sich unmittelbar an meine „Anregung“ angeschlossen hat, kann ich nicht stillschweigend in den Kauf nehmen. Freilich ist es an dieser Stelle nicht möglich, näher darauf einzugehen, weil ich seine Bemerkungen über die Bilder durchaus anfechten müßte. Ich erwähne nur folgendes: Nach meiner Überzeugung hat der geehrte Gegner weder bewiesen, daß die Geburtsgeschichte Christi aus Ägypten stamme, noch auch, daß sie nicht aus dem Pharaonenlande sein könnte. Der Zweck meines Artikels aber ist und bleibt, die Kenner des Altertums zu einem solchen Beweise anzuregen, damit die Wahrheit allmählich festgestellt werde. Bei neuen und schwierigen Fragen soll man „erst wägen, dann wagen“. Schnelle Urteile nützen nichts. Herr Prof. Weinel hätte den Zeitunterschied von 1400 Jahren wohl berücksichtigen müssen. Er mußte auch bedenken, daß ein Bildhauer anders arbeitet und darstellt wie schriftstellerische Evangelisten usw. Vorläufig ist abzuwarten, ob wir etwas Neues von Ägypten lernen können oder nicht. Zuversichtlich hoffe ich, daß verschiedene Forscher sich noch mit meiner „Anregung“ eingehend beschäftigen werden, gleichviel, ob sie dann dagegen oder dafür schreiben.

Ernstlich habe ich gestaunt über die Frage des Herrn Prof. Weinel: „Was sollen zur Weihnachtszeit solche kritischen Dinge, solche geschichtlichen Untersuchungen?“ Sollen wir vielleicht in der Sommerfrische über die Geburtsgeschichte Christi nachdenken? Oder sollen Nichtgeistliche „das Streben nach Wahrheit“ in Glaubenssachen überhaupt aufgeben?

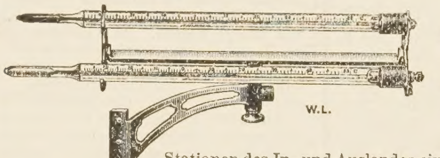
Man beachte noch folgende Bemerkungen: Nach den Forschungen der Herren Ägyptologen ist die ägyptische Königssage vermutlich schon am Ende des alten Reiches (um 3000 v. Chr.) ausgebildet. Demnach kann sie die Mutter vieler Sagen sein. Beim Vergleiche der 17 Bilder und der Berichte der Evangelisten sind Empfängnis, Geburt und Anerkennung des Sohnes besonders beachtenswert. Da die Juden die Könige nicht für Söhne Gottes hielten (sie waren nur Gesalbte des Herrn, vergl. den Namen Christus), so lag ihnen die Vorstellung vom Sohne Gottes jedenfalls fern. Gemäß der ägyptischen Königssage erwies sich der König erst mit der Thronbesteigung als Gott, nicht früher. Aber Gott Vater und Gott Sohn waren keine Wesenseinheit. Der höchste Gott blieb Gott neben seinem königlichen Sohn. Man vergleiche damit den Streit der christlichen Geistlichen Alexander, Arius und Athanasius über die Wesensähnlichkeit und über die Wesensgleichheit des Christengottes und seines Sohnes. Alle drei Kämpfer lebten um 325 n. Chr. in Alexandrien und kannten offenbar die ägyptische Königssage. Ferner wurden der ägyptische König und sein Schutzgeist gleichzeitig geboren, und beide blieben als Wesen Gottes durchweg unzertrennlich. Es war, wie man erkennt, eine sehr enge Beziehung zwischen Gott, König und Schutzgeist. Die Bibel und die ägyptischen Denkmäler bezeugen, daß zwischen Ägypten und Palästina ziemlich reger Verkehr herrschte. Infolgedessen war eine Übertragung der ägyptischen Königssage leicht möglich, und die christliche Dreieinigkeitslehre konnte sich eigenartig daraus entwickeln. Wie die Juden, so hatten auch die Ägypter nach ihrer Unterwerfung (525 v. Chr.) eine stark ausgeprägte Heilands- oder Messiashoffnung.

Bonn, am 23. Januar 1909. Prof. Dr. Ißleib.

Original Lambrechts

Thermometrograph

zur Bestimmung der niedrigsten Temperatur der Nacht und der höchsten Temperatur des Tages



mit getrennten Thermometern in 1/5 u. 1/1 ° C geteilt, auf gemeinsamem verstellbar. Halter.

Auf den meteorologischen Stationen des In- und Auslandes eingeführt, — auf ein Zehntel Grad amtlich geprüft — ist es das einzig zuverlässige System, für dessen wissenschaftliche Genauigkeit und gute Ueberkunft garantiert wird.

Lambrechts Instrumente sind in den Kulturstaaten gesetzlich geschützt.

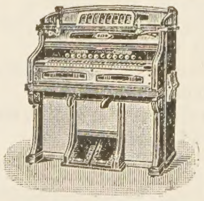
Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 227.

Gegründet 1859. **Wilh. Lambrecht, Göttingen.** (Georgia-Augusta.)

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

Niederhäuser Winzerverein, E. G. m. u. H.
zu **Niederhausen a. N.,** Rheinland
einem der bevorzugtesten Weinbauorte, empfiehlt seine **nur selbstgezogenen Weine** in der Preislage von M. 0,70 bis M. 2,50 pro Liter oder Flasche.
Wir bitten, Proben gratis und franko zu verlangen.
Der Vorstand.



Th. Mannborg, Leipzig-Li.
Angerstrasse 38.
Königl. Hoflieferant.
Erste Harmonium-Fabrik in Deutschland nach Saug-windsystem.
Höchste Auszeichnungen.
Harmoniums
in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.

Ludw. Durst, Kempten, bayr. Algäu
liefert in **Postkollis v. 9 Pfd. netto direkt an Private** seit 25 Jahr. u. fernerhin
feinste Molkerei-Tafelbutter gesalzen und ohne Salz
zu laufenden Tagespreisen.
Ferner ab Neujahr unter der
Spezialmarke „Extra Hochfein“
täglich frisch, vornehmste Tafelbutter, auf Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft Stuttgart 1908 **mit Erstem Preis gekrönter Molkerei** zu festem Jahresabonnement. — Man verlange Prospekt. Feinste Empfehlungen.

Soeben erschien:

Darf die Religion Privatsache bleiben?

M. 1,60.

Vorträge von:

Sen. D. W. Bornemann
Pfarrer Dr. E. Foerster
Pfarrer W. Veit
Oberlehrer H. Schuster.

Ferner in 2. Auflage von denselben Verfassern:

Die religiösen Ideale der modernen Theologie.

M. 1,60, gebunden M. 2,40.

Diese Vorträge der Frankfurter modernen Theologen finden allerwärts begeisterte Aufnahme, die im raschen Absatz der Auflagen zum deutlichen Ausdruck kommt.

Verlagsbuchhandlung
Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Zeitschrift f. Missionskunde und Religionswissenschaft.

Jahrgang 5 M.

Inhalt von Heft 1:

1. Eine Vorläuferin unseres Missionsvereins. Von Aug. Kind.
2. Ueber das Fortleben der Seele im Grabe nach dem Alten Testament. Von Lic. Dr. Torge.
3. Bericht über die Jahres-Versammlung des deutschen Instituts für ärztliche Mission.
4. Prospekt des deutschen Instituts für ärztliche Mission für Aufnahmesuchende.
5. Das Faberkrankenhaus in Tsingtau.
6. Aus Zeitschriften und Jahresberichten.
7. Vereinsnachrichten.

Kirchen-Teppiche

gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse nach Entwürfen von **Professor Beck** liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format

Wilhelm Röper
Leipzig
Goethestrasse 1.

Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoh. Kirchenbehörden gratis und franko.

Pianos, Flügel mit feiner Pariser Mechanik, nur **eigene** erstklassige mehrfach prämiierte Fabrikate

Pianoforte- u. Flügel-Fabrik W. Hoffmann G. m. b. H.

Teilzahlung gestattet. Beamten hoher Rabatt.
Berlin S 28, Stallschreiberstr. 58. Katalog gratis u. franko.

PARAMENTE
von
P. Bessert-Nettelbeck,
Kgl. Hof-Kunststickerei-Anstalt
BERLIN S.W. 12, Markgrafenstr. 27a
sind allseitig anerkannt als
würdig, gediegen u. preiswert.
Muster und Vorschläge unentgeltlich und postfrei.

Meine Möbelfabrik

altrenom. christliches Geschäft, gegr. 1834, lief. direkt an Private franko **ganze Möbelausstattungen** in einfacher mittlerer und eleganter Ausführung, sowie **Einzel-Möbel** und **kompl. Betten.** An Vereinsmitglieder des Protestantenvereins gewähre bei Barzahlung 10% Extra-Rabatt meiner wirklich billigen und reellen Fabrikpreise. Auch gestatte ich gern Ratenzahlung unter kulantesten Bedingungen und strengster Diskretion. Es werden nur erstklassige Fabrikate unter langjähriger Garantie für Solidität geliefert.

Simon Sauer Wwe.,
Möbelfabrik, Alzey (Hessen).

Sitzen Sie viel?

Gressners Sitzauflage aus Filz für Stühle und Schemel verhütet das Durchscheuern u. Glänzendwerden der Beinkleider. Ca. 38.500 Stück im Gebrauch, Allg. Elektr. Ges. 1075 Stck. Preisliste frei. **Gebr. Gressner,** Berlin-Schöneberg 282. Ferner als Geschenk zu empfehlen Gressners Nadelkissen sowie Gressners neuer Briefmarken-Anfeuchter.

Kirchen-Orgeln

in künstlerisch, technisch u. dauerhaft vollendeter Ausführung.
Durchschnittl. Jahresfabrikation von 25—30 Orgelwerken.
Kostenanschläge etc. jederzeit gern zu Diensten.

P. Furtwängler & Hammer
Hannover
Fabrik von Kirchen-Orgeln.

Für 48 Mark

versende ich eine hochelegante, **hocharm. Familien-Nähmaschine** (Syst. Singer) zum Fußbetrieb, m. allen Neuerung. ausgestattet, inkl. hochf. poliert. Kasten u. sämtlichem Zubehör.
Viele Anerkennungen.

5 Jahre Garantie.

K. Hönniger
Erfurt, Radowitzstraße 47.
Ill. Katalog gratis und franko.

Schuster & Co.

Markneukirchen No. 37

liefern direkt auf 3 Tage Probe feine und feinste

Corona-Musikinstrumente

aller Arten unter voller Garantie für beste Arbeit und reine Stimmung.
Katalog frei. **Posaunen-Chöre** auf Wunsch Teilzahlungen.

Gebrüder Walter

Orgelbauanstalt
Guhrau, Bez. Breslau
gegründet 1824.
Geschäftsstelle Berlin N 58.

Kirchenorgeln jeder Größe in anerkannt vorzüglicher Ausführung.

Umbauten, Reparaturen, Orgelpflege.

TARIF FREI. SEIT 1820
Silber-Künne
WARENFABRIK ALTENA

Moderne Bestecke
Kunst- u. Kirchengeräte

in Silber, versilbert, Bronze, Aluminium.

Neu-Herstellungen und Entwürfe.

Meine anerk. vorzügl. mild gesalzene

Delikatess-Molkerei-Butter

versende ich täglich frisch an Private in Postkolli von 9 Pfd. netto zu alleräussersten Tagespreisen.

Aug. Fr. Emken, Steinbergkirche Landschaft Angeln, Schleswig-Holstein.
Gefl. Anfragen werden sof. beantwortet.

Rheinisches Apfelkraut

naturrein, **10 Pfund-Büchse 5,50 M.,** franko Nachnahme.

Garantie: Zurücknahme.

A. Barten
Gutsbesitzer
Häsenhof bei Budberg, Kreis Mörs.

Original
Ober-Ingelheimer Rotwein
von 85 Pf. an
Weisswein von 65 Pf. an, **garantiert rein,**
empfiehlt

Heinrich Ludwig
Weinbau und Weingroßhandlung
Ober-Ingelheim a. Rhein.

Erstklassige Referenzen.
Proben gratis und franko.

Kunstanstalt für Kirchen-Ausstattungen

G. Herbert

Berlin SW 13, Alte Jacobstrasse 5
Fernsprecher Amt IV 1255.

Altar- und Kanzelbekleidungen

Antependien
Kirchen-Teppiche
sowie alle Kirchengeräte

Altarkerzen, Hostien (Mille 1,30 M.), **tadellos sitzende Talare, Baretts, Bäffchen, Lutherröcke.**

Grosses ständiges Lager.
Anerkannt billige Preise bei gediegener Ausführung.
Illustr. Preisverz., Proben, sowie **fachmännischer Rat** völlig kostenlos. Eigene leistungsfähige Spezialwerkstätten.

Schwitz

Bäder im eig. Heim mittelst zusammenlegbarer Schwitzapparate Ganz- u. Teilbäder. Broschüre P. gratis. International Trading Company Berlin W 30.

Pfälzer Weiss- u. Rot- Wein

à Ltr. 65, 70, 80 u. 90 Pf. v. 25 Ltr. ab.

Bab. Fugger. Lehrerswitwe
Siebeldingen, Rheinpfalz.
:: Reelle Bedienung Ehrensache. ::

Gratis sende Ihnen Muster-Katalog über Prima **Gebirgsleinen** und Wäsche aller Art

Wäschehaus Gustav Haacke
Landeshut in Schlesien No. 37.

Bienen-Honig

naturreiner, allerbeste Qualität.
Garantie: Zurücknahme.
10-Pfd.-Postdose **8.50** M. fr. Nachn.
Horst, Lehrer, Jeggel b. Krüden i. Altm.

J. F. Weule
BOCKENEM a/Harz.
Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 7.

Berlin

Bremen.

17. Februar 1909.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Hofprediger a. D. Stöcker †. — D. Max Fischer. — Der Verband der Freunde evangelischer Freiheit. — Ist das preußische Kirchenregiment der kirchlichen Lage gewachsen? — Der Probekandidat.

Tagebuch.

Hofprediger a. D. Stöcker †. Am 8. Februar hat der Tod das an Arbeit, Kämpfen und äußeren Erfolgen reiche irdische Leben Adolf Stöckers abgeschlossen. Ob seine Wirkung weit über seinen Tod hinaus gehen wird, ob seine Bedeutung für unser Volk und unsere Kirche so groß ist, wie seine Freunde von ihm rühmen, wird nicht nur uns, denen er als schärfster Gegner allezeit gegenüber gestanden hat, zweifelhaft sein. Mit seiner Weltanschauung und den politischen und kirchlichen Grundsätzen seines Wirkens gehörte er einer versinkenden Epoche an, wie sehr auch sein praktischer Sinn die Fragen und Probleme der Gegenwart begriff und benutzte. Seine Versuche, sie zu lösen, mußten scheitern, weil er grundsätzlich dieser Gegenwart gegenüberstand und nicht aus ihrer Idee heraus sie zu gestalten unternahm, sondern mit den Formeln der Vergangenheit sie zu meistern versuchte.

Wir haben es jetzt nach seinem Tode nicht mit den Schwächen und Verfehlungen des Mannes zu tun, sondern mit seiner Bedeutung und seinen Grundsätzen. Daß er solche hatte und den Mut ihrer entschlossenen Vertretung, gab ihm seinen überragenden Einfluß. Stöcker war ein Kirchenmann, von da aus ist er zu beurteilen. Er sah bei aller Anerkennung der bekenntnismäßig-reformatorischen Grundsätze das Ideal der evangelischen Kirche in einer Nachbildung der Geschlossenheit und der Machtstellung der katholischen Kirche. Darum war er bekenntnistreu und bemüht, auch die Gemeinschaftsbewegung der Kirche zu erhalten, darum wollte er die Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staat, den er sich in einer Art idealer Abhängigkeit von ihr dachte, darum glaubte er an eine von der Kirche aus, ähnlich wie bei den Katholiken, organisierte Arbeiterbewegung. Er war kein Knecht der Mächtigen, aber jene glaubten in ihm einen brauchbaren Mann zu haben, der die freiheitlichen Bewegungen unserer Zeit aufhalten könne. Darum unterstützten sie ihn mit ihrem Einfluß, ihrer Macht und ihrem Geld, so unbequem er ihnen oft wurde. Aber sie haben doch die Wucht jener Zeitbewegungen, die auch aus der Ewigkeit stammen, wie die Macht deses Mannes mit seiner rastlosen Arbeit und seiner großen Rednergabe falsch eingeschätzt.

Jene Idee des Kirchentums, von der er ausging und die sein ganzes Wirken beherrschte, gehört der Vergangenheit an; so war er unser schärfster und unermüdlicher Gegner, die wir die Zukunft wollen. Fast tragisch ist's, daß in seine letzte Leidenszeit die Niederlage seines Nachfolgers, des Lic. Mumm in Siegen fiel. — Stöcker hat unzweifelhaft in seinen Grenzen und in seinen Kreisen für den Gedanken der Volkskirche gewirkt, die größere kirchenpolitische Aktionsfähigkeit und Beweglichkeit der Gruppe der positiven Union gegenüber der der konfessionellen geht auf ihn zurück, er hat ebenso in Kreisen soziale Gedanken gefördert, die ganz und gar ihnen fernstanden, Stöcker hat den evangelisch-sozialen Kongreß begründet, der freilich über ihn hinauswuchs, so daß er sein eigen Kind verleugnen mußte. Wir denken nicht daran, ihm diese Verdienste zu bestreiten, dennoch hat gerade sein Auftreten politisch und kirchenpolitisch die Gegensätze nicht nur geklärt, sondern verbittert, seine Vertretung des Kirchentums hat der Kirche bei aller Vermehrung der Kirchengebäude und der Vereine der Inneren Mission nicht **den** Gewinn gebracht, sie dem Volk wieder näher zu bringen und im Volke geistig wirksam werden zu lassen. Wir haben harte Worte in diesen Tagen über ihn gelesen, wir verstehen sie, ohne in sie einzustimmen, wir begreifen es gut, wenn viele, die er verletzt, die er gehindert, die in ihm den Feind der Freiheit und des Fortschritts mit Recht gesehen haben, mit bitteren Gefühlen an ihn und sein Wirken denken — dennoch gilt das Wort für ihn: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.

*

D. Max Fischer ist wieder einmal der Gegenstand **liebevoller Aufmerksamkeit der orthodoxen Presse**. Die Monatsschrift „Positive Union" berichtet über den Vortrag in Eutin und bemerkt dazu: Diese Ausführungen lassen deutlich erkennen, daß die Standpunkte des D. Fischer von heute in bezug auf die Fundamentalartikel unseres christlichen Glaubensbekenntnisses, mit dem unsere Landeskirche steht und fällt, genau noch so abweichend sind, wie sie vor vier Jahren von ihm vorgetragen wurden und ihm den scharfen Verweis von seiten des Kirchenregiments einbrachten. — Wir schenken unsern Lesern die üblichen oberflächlichen Urteile über Fs. Standpunkt als „Pantheismus", „Religion des natürlichen Menschen" usw. —, das ist dummes Zeug, von Leuten geredet, bei denen es lange her ist, daß sie einmal Theologie studiert haben. — Wir übergehen auch die wörtliche Wiedergabe der Stelle, in der Oeffentlichkeit in herzlicher Bruderliebe mitgeteilt wird, daß in der Markuskirche nur 60—70 Besucher sind —, unsere aufmerksamen Leser kennen dieses Argument bereits aus dem Fall Fischer und werden die Bedeutung des Arguments zu schätzen wissen, wenn sie selbst einmal sich in den Kirchen orthodoxer Pfarrer umsehen, denen gleichfalls, wie dem D. Fischer, eine populäre Redeweise nicht gegeben ist, und wenn sie hören, daß die Zahl seiner Amtshandlungen die seines orthodoxen Kollegen übertrifft, obgleich er mit einem liberalen Kollegen zusammen arbeitet, während jener allein die, in ihrer Majorität natürlich rechtgläubige, Markusgemeinde mit rechtgläubiger Seelsorge versieht. — Es mußte das einmal, gewiß gegen den Willen des D. Fischer, gesagt werden, auch das andere, daß er seit Jahren die höchsterlaubte Konfirmandenzahl versammelt, trotz rührigster Agitation in diesem Stil: Sie werden doch Ihr Kind bei dem ungläubigen Fischer nicht einsegnen lassen! Es sind das Einzelheiten, von denen man vor einem großdenkenden Publikum nicht redet —, aber dem Publikum der orthodoxen Blätter scheint solches zu imponieren. Nun, man wird verstehen, **diese** Tatsachen totzuschweigen.

Warum wir aber diese ganze Geschichte in unser Blatt übernehmen, das hat zwei Gründe:

1. Der Verfasser jener Notiz tut so, als hätte die Orthodoxie angenommen oder auch nur annehmen können, daß Pfarrer Fischer nach Empfang jenes Bescheides der Kirchenbehörde seine Anschauungen geändert oder seitdem verschwiegen habe. Der Verfasser mußte aber wissen: 1. daß Fischer **sofort** nach Empfang jenes Bescheides **erklärt** hat, daß natürlich in der evangelischen Kirche daran nicht zu denken sei; 2. daß er seine Stellung zum Apostolikum in öffentlicher Kreissynode mit klaren Worten zu Protokoll gegeben hat; 3. daß er seit seinem „Fall" in allen „bezüglichen" Predigten genau beobachtet wird; daß Denunziationen inzwischen gegen ihn zum mindesten unterwegs waren; 4. **daß sein Name zu finden ist unter den 148 Erklärern, die öffentlich bekannten, daß sie im Prinzip einig seien mit dem Pfarrer César, der wegen seiner Stellung zu jenen angeblichen Fundamentalartikeln in der preußischen Landeskirche nicht bestätigt wurde.** —

2. aber verdient die denunziatorische Art dieses Vorgehens, festgelegt zu werden, die unverhüllt in den Schlußfragen jener Notiz sich zeigt und sogar mit einem Bibelspruch sich drapiert:

„1. Wo bleibt die Ausführung des kirchenregimentlichen Vorgehens, die in jenem Verweis Herrn D. Fischer angekündigt wurde?

2. Ist der Geist und die verpflichtende Wahrheit der Schriftstelle 1. Kor. 4, 20 für unsere Landeskirche und ihre Leitung wirklich ausgeschaltet?"

Wir rechnen es der Redaktion der „**Reformation**" zur Ehre an, daß sie über diesen ganzen Vorgang einfach referiert, ohne ein Wort hinzuzufügen, wir sind aber einig mit der „**Preußischen Kirchenzeitung**", wenn sie schreibt in Nr. 4, Sp. 49: „**Ein derartiges Verfahren müßte unter allen Umständen im kirchlichen Kampf ausgeschlossen sein; es läßt sich durch nichts** entschuldigen. — — Nur allenfalls durch eins würden die obigen Worte und die darin liegende Absicht gerechtfertigt werden; aber es ist doch kaum anzunehmen, daß die Leitung der „Positiven Union" sich den Satz: Der Zweck heiligt die Mittel, — wirklich zu eigen machen will."

*

Der Verband der Freunde evangelischer Freiheit lädt zur Hauptversammlung am Donnerstag, den 25. Februar, im Hause der Lesegesellschaft, Langgasse 6 in Köln. 3 Uhr nachm.: Mitgliederversammlung. Traub:

Jahresrückblick. Geffcken: Aussprache über das Verhältnis von Laien und Theologen in unserer Bewegung. 8 Uhr: Oeffentliche Versammlung. Rahlwes-Braunschweig: Monismus und Protestantismus. Diskussion.

Ist das preußische Kirchenregiment der kirchlichen Lage gewachsen?

Zum Fall Traub.

Nach Schluß der Redaktion erhielten wir Nachricht vom Erscheinen der Beilage zu Nr. 6 der „Christlichen Freiheit"; wir freuen uns, daß es doch noch möglich geworden ist, unserer Nr. 6 jene Beilage mitzugeben, — so wurden Raum und Zeit gespart, und unsere Leser haben inzwischen ein eigenes Urteil über die Vorgänge sich bilden können. Wir haben es nicht nötig, dieses Urteil zu bevormunden, die Vorgänge und Aktenstücke sprechen für sich selbst, daß hier unserm Freunde Traub, einem klugen und gelehrten Mann, einem fleißigen und treuen Pfarrer der preußischen Landeskirche, einem frommen Christenmenschen bitteres Unrecht von der kirchlichen Behörde und von der Orthodoxie geschehen ist. Traub ist nicht verwöhnt, er wird auch das zu tragen wissen und in seinem Eifer um die christliche Wahrheit, die protestantische Freiheit und evangelisches Leben in unserer Kirche nicht nachlassen. Wir drücken ihm im Geiste die Hand, und diese Wir sind Hunderte evangelischer Pfarrer der Landeskirche und Tausende evangelischer Gemeindeglieder! Du gehst einen guten Weg, der recht ist vor Gott! Fahr zu, Freund Traub, in Gottes Namen!

Aber nicht das Persönliche darf uns als Vertreter der evangelischen Kirche allein interessieren, das Sachliche, das solcher Vorgang zeigt an Irrtum und Verfehlung, muß herausgestellt werden, damit Besserung komme.

Wir haben in früheren Zeiten Fehler erlebt, die einzelne Konsistorien etwa in Breslau, Berlin, Münster und Koblenz gemacht haben, und haben gesehen, daß auch der Oberkirchenrat zu solchen Vorgängen den Kopf geschüttelt hat. Immerhin, die unzulängliche Befähigung einer Provinzialbehörde ist nicht allzu gefährlich, ihr Wirkungskreis ist klein, und Remedur ist von der Zentralbehörde zu hoffen. Doch fielen uns schon damals der enge Gesichtskreis und bedenkliche Fehlgriffe juristischer Art auf. Schon beim Erlaß des Oberkirchenrats gegen die 148 zeigte sich eine Hilflosigkeit dieser Behörde, die durch den Ton des Erlasses verdeckt wurde, der einem gewöhnlichen Sterblichen auf die Nerven fiel. Wir erlebten ein zweites Beispiel von Schwäche, als man das Pfarrbesetzungsgesetz ängstlich geheim hielt und, ohne ordentlicher Beratung Raum zu geben, auf der Generalsynode durchpeitschte, eine Schwäche, die noch deutlicher hervortritt, wenn man das Gesetz selbst ansieht, das plan- und direktionslos von Geistlichen der Inneren Mission redet, das den berüchtigten § 3 von der Besetzung nach vollzogenem Disziplinarverfahren zusammenhanglos einflickt und so die Begründung mit der Notlage des Oberkirchenrats wieder völlig umwirft, und so das harmlose Notgesetz zu einer furchtbaren Waffe in der Hand der Behörden macht, zur Disziplinierung freigesinnter Pfarrer und freigesinnter Gemeindemajoritäten. Und bei alledem das Versichern der Kommissare: man wolle das Gesetz ja nur im Notfalle anwenden usw. usw.!

Nun kommen dieses Vorgehen und dieser Erlaß gegen Traub, die vor aller Augen, auch denen orthodoxer Kirchenmänner, die ein wenig weiter sehen als auf den momentanen Erfolg, die rechtliche, kirchenpolitische und religiöse Unzulänglichkeit des preußischen Kirchenregiments enthüllen. Da müssen Aenderungen kommen, wenn in dieser schweren Zeit unsere Landeskirche an Geist und Leib nicht schweren Schaden nehmen soll.

Zuerst: Stellen wir einmal die Daten zusammen, die in jener Beilage uns mitgeteilt werden.

1. April 1907: Die Osterpredigt von Traub,
22. Oktober 1907: Die Beschwerde Nickels,
29. Oktober 1907: Schreiben Traubs auf die Beschwerde,
9. März 1908: Ansetzung eines Vernehmungstermins für Traub.
13. März 1908: Vernehmungstermin im Feststellungsverfahren,
30. März 1908: Brief Zöllners an Traub, — Protokoll liegt beim Oberkirchenrat,
1. April 1908: Bitte Traubs um das Protokoll an den Oberkirchenrat,
18. Mai 1908: Antwort des Oberkirchenrats — Protokoll gegenwärtig nicht verfügbar,
13. November 1908: Beschwerde Nickels über Nichtbeachtung seiner Beschwerde vom 22. Oktober 1907,
22. Dezember 1908: Eintreffen des Oberkirchenratsbescheides bei Traub.

Es liegen demnach:
zwischen dem Anlaß des Entscheides und dem Entscheid: 20 1/2 Monate,
zwischen dem Anlaß der Beschwerde und der Beschwerde: 6 1/2 Monate,
zwischen der Beschwerde und der Untersuchung: 5 Monate,
zwischen dem Anlaß der Beschwerde und der Untersuchung: 11 1/2 Monate,
zwischen der Beschwerde und der Entscheidung: 14 Monate,
zwischen der Untersuchung und der Entscheidung: 9 Monate.

Sind diese Verzögerungen verwaltungsmäßig zulässig? — ganz abgesehen davon, daß sie menschlich grausam sind! Was soll man von einer Behörde sagen, die einen ihr unterstellten Pfarrer 14 Monate oder, wenn wir von der amtlichen Untersuchung ab rechnen, 9 Monate im ungewissen darüber läßt, ob so schwere Vorwürfe gegen ihn eine Folge haben werden oder nicht.

Daß preußische Kirchenbehörden gerade die Tage vor Weihnachten für geeignet halten, um Pfarrern schwere Entscheidungen mitzuteilen, sind wir seit 5 Jahren gewöhnt.

Aber man mag gehofft haben, um eine Entscheidung überhaupt herumzukommen; man mag die Sache liegen gelassen haben — die Situation für den Evangelischen Oberkirchenrat in unsern Tagen ist nicht leicht —, bis man durch Nickels neue Beschwerde vom 13. November sich genötigt sah (die schwere Lage des unterstellten Pfarrers bildete keine Nötigung) —. daher diese verwaltungsmäßig ungeheuren Zeiträume. Aber warum bekommt Traub auf eine Bitte um das Protokoll vom 1. April erst am 18. Mai den Bescheid, daß man gegenwärtig nicht in der Lage sei, das Protokoll auszuhändigen — das sind rund 45 Tage —, und warum hat er bis heute noch nicht die Abschrift im Besitze??

Das führt uns zu dem inneren Gang der Ereignisse. Der Beschwerdeführer Nickel*) gehört nicht zur Reinoldikirche, sondern zu der von zwei orthodoxen Pfarrern bedienten Johanniskirche. Er geht trotzdem am 2. Ostertag 1907 zu Traub in die Reinoldikirche. Warum? Er nimmt schweren Anstoß, es dauert aber bis zum 22. Oktober 1907, bis er sich beschwert. Er gehörte vermutlich zu den Zeugen vom 13. März und fühlt sich durch einen allgemein gehaltenen Artikel Traubs vom 22. März, der ihm wohl hinterbracht wurde, zu einem Briefe veranlaßt, der nach Form und Inhalt die schwersten Beleidigungen gegen Traub enthält. Er hat selbst kein sittliches Empfinden für dies Vorgehen; keine Reue, nicht die Liebe treibt ihn zur Bitte um Verzeihung, sondern er nimmt unter

---

*) Es ist, wie wir um des leichterregbaren Temperaments des Herrn Nickel willen versichern, nur der Kürze halber geschehen, daß wir überall die Titulatur Herr weggelassen haben.

ausdrücklicher Beschränkung der Zurücknahme auf den Schlußsatz auf Rat eines Freundes diesen Schlußsatz zurück in unverbindlichster Form, ohne Anrede —, läßt den allgemeinen Vorwurf gegen die ungläubigen Pfarrer bestehen —, sendet diesen Brief an den Superintendenten und läßt gleichzeitig Traub wegen Beleidigung in jenem Artikel vor den Schiedsmann fordern. Derselbe Mann nun gibt mit seiner erneuten Beschwerde vom 13. November dem Preußischen Evangelischen Oberkirchenrat die Nötigung zum Entscheid an Traub, derselbe Mann, der sich öffentlich rühmt, in diesem Stil an die Behörde geschrieben zu haben: „ob die oberste Kirchenbehörde glaubte, daß, wenn die Akten durch Liegen gelb würden, sich Glaube und Unglaube wohl verschmelzen würden". In der Mitteilung an Nickel von der Erledigung der Sache steht kein Wort über die Unziemlichkeit des Tons, die doch den 148 Pfarrern vor aller Welt in öffentlicher Kundgebung vorgehalten wurde.

Uns sind Bildungsgrad und soziale Stellung des Beschwerdeführers völlig unbekannt und völlig gleichgültig; jeder, auch der schlichteste Mann in der ungeschicktesten Form hat ein Recht, in der evangelischen Kirche auf seine Weise seine Anschauung zur Geltung zu bringen — auch durch Beschwerden an die Behörden —, und jedermann hat das Recht, gehört und beschieden zu werden — in tunlichster Bälde. Wohl aber hat eine Behörde das Recht und die Pflicht, die sittlich-religiöse Höhenlage eines Beschwerdeführers — und die ist unabhängig von Bildung und sozialer Lage und aus dem ungeschicktesten Stil heraus erkennbar — in die Wagschale zu werfen, ehe sie ihren Pfarrer im Stiche läßt und ihn vor der Oeffentlichkeit bloßstellt. Hat man im Oberkirchenrat von dem Briefe Nickels an Traub nichts gewußt, hat man nichts gewußt von der Schiedsmannsklage gegen Traub? Man mußte davon wissen, — aber wie ist denn das Feststellungsverfahren gelaufen?

Man hat Traub verhört; man hat ohne sein Beisein Zeugen vernommen, Zeugen aus einer Gemeinde, die nicht zu ihm gehört; man hat die von ihm angebotenen Zeugen nicht vernommen; man hat ihm zwar die Zeugenaussagen vorgelesen, die Abschrift des Protokolls aber verweigert; man hat seine eigenen protokollarischen Aussagen nicht zitiert, sondern darüber in dem Erlaß referiert, — er ist aber nach 9 Monaten noch in der Lage, zu konstatieren — aus dem Gedächtnis —, daß diese Aussagen nicht vollständig berücksichtigt seien. Kein Rekursverfahren ist möglich —, auf ein unvollständiges Feststellungsverfahren, das vor 9 Monaten stattfand, wird, nachdem neue Momente durch das Verhalten des Beschwerdeführers entstanden sind, ein Entscheid erlassen. Unerhört im Lande des Wahlspruches Suum cuique! Ein Beweis für die Unzulänglichkeit des Kirchenregiments.

Zweitens: Jede Behörde wird durch die Anschauungen ihrer Majorität Partei —, man darf nicht Unmenschliches von einer Behörde verlangen; man soll nicht verlangen, daß sie parteilos sei! Aber das ist ihre Pflicht, bei allen Entscheidungen das Ganze der Verwaltungsbezirke im Auge zu haben; das ist ihre Pflicht, zu wissen, wie es in ihrem Lande aussieht, und nicht Parteigrundsätze zu Maximen des Handelns zu machen — das wäre auch für eine Partei falsch — sondern allein das Wohl und Wehe des Ganzen!

Es ist kirchenpolitische Unzulänglichkeit, wenn die Behörde nichts weiß oder nichts wissen will von dem Stande der theologischen Forschung, von der wissenschaftlichen Nötigung, unter der Pfarrer bei ihrer Verkündigung religiös stehen, nichts weiß oder wissen will von der Stimmung eines großen Teils der Gemeinden, die vom Bekenntnischristentum nichts wissen wollen. Es heißt einfach, einen großen Teil der Gemeinden bewußt ausschließen, es heißt einfach, den Kopf in den Sand stecken, wenn man von allen Pfarrern die Innehaltung der Schranken des kirchlichen Bekenntnisses fordert. Es ist eine Weisheit von gestern, wenn man behaupten will, daß in einer Predigt jeder Anstoß vermieden, Mißverständnisse ausgeschlossen werden sollen. Es ist zum mindesten wunderlich, zu glauben, daß schriftlich ausgearbeitete Predigten Mißverständnissen vorbeugen — wenn sich nicht hinter dem Gedanken der Selbstzucht gar die Zumutung der überlegten Verschweigung gewisser Dinge birgt!

Weiß der Evangelische Oberkirchenrat nicht, daß die Majorität der Reinoldigemeinde liberal gewählt hat? Haben diese Liberalen kein Recht auf eine Verkündigung klar und hell — kein Recht, vor dem Anstoß und der schweren Last geschützt zu werden, daß verhüllte oder verschwommene oder verschwiegene Worte sie auch zu Ostern mit dem gräßlichen Verdacht unter der Verkündigung des Evangeliums in der Kirche sitzen lassen: Der darf nicht alles sagen, was er denkt, und wie er denkt —? Weiß der Oberkirchenrat nicht, daß Dortmund eine Stadt ist mit mehreren Kirchen, mit Pastoren verschiedener Richtung, und daß keiner zu diesem Pastor zu gehen braucht, wenn er nicht Anstoß nehmen will?

Der preußische Oberkirchenrat hat dieselbe heilige Pflicht, für seine liberalen Kirchenglieder zu sorgen wie für seine positiven.

Wie ist man denn mit dem Gemeinschaftsmann Horst verfahren? Wieviel Geduld hat man mit schweren sittlichen Anstößen von seiten orthodoxer Pfarrer! Will man denn als eine preußische Behörde den Verdacht nicht im Keime ersticken, die Liberalen seien Kirchenglieder 2. Klasse? Wir haben auch in der orthodoxen Presse die Parole vernommen: „Gleichberechtigung der Richtungen auf den theologischen Lehrstühlen"; wir haben das Zetergeschrei gehört, als Rade diese Parole ablehnte —, weiß davon der Oberkirchenrat nichts? — Glaubt er denn immer noch die Phrase von der Zerstörung der Landeskirche, wenn die Bekenntnisfreien mit den Bekenntnisgebundenen anerkannt zusammenleben? Glaubt er sie im Blick auf die badische, die elsässische, die pfälzische, die thüringischen Landeskirchen? So ist er kirchenpolitisch unzulänglich.

Und drittens: Was wagt der Oberkirchenrat als die religiöse Position der preußischen Landeskirche auszugeben? Das Bekenntnis darf nicht bestritten werden? Auch nicht mit der Schrift in der Hand? Stehen die beiden gleich? Seit wann? Was ist das Bekenntnis? Wir kennen nur Bekenntnisse von Menschen formuliert, von denen wohl noch kein orthodoxer Heißsporn unserer Tage die göttliche Inspiration behauptet hat. Diese Bekenntnisse selber aber sagen: Konkordienformel, 1. Abschnitt: Solchergestalt wird der Unterschied zwischen der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments und allen andern Schriften erhalten, und bleibt allein die Heilige Schrift der einige Richter, Regel und Richtschnur, nach welcher als dem einigen Probierstein sollen und müssen alle Lehren erkannt und geurteilet werden, ob sie gut oder bös, recht oder unrecht seien. Die andern Symbole aber und angezogenen Schriften sind nicht Richter wie die Heilige Schrift, sondern allein Zeugnis und Erklärung des Glaubens, wie jederzeit die Heilige Schrift in streitigen Artikeln in der Kirche Gottes von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt und derselben widerwärtige Lehre verworfen und verdammet worden.

„Der christliche Glaube hat seinen Grund und seine Kraft in dem geschichtlichen Evangelium von Jesus Christus und steht und fällt mit ihm!" Dann wehe ihm, wenn in den Gräbern Aegyptens noch Papyrusrollen ruhen, die neue geschichtliche Tatsachen uns offenbaren! Dann wehe unserer Kirche, wenn die Erkenntnis fortschreitet — und sie wird

fortschreiten — von der Unsicherheit unseres Geschichtsbildes, von der Subjektivität einer jeden Zeichnung des Lebens Jesu und der Geschichte des Urchristentums! Dann wehe uns, daß wir unsern Glauben, unser Vertrauen auf den himmlischen Vater gründen, auf Vorkommnisse vor 2000 Jahren, die wir in nichts anderem haben als dem undeutlichen Spiegelbilde von Menschenköpfen mitten in einer erregten Zeit, mitten in einer Zeit, der tausend Erkenntnisse neuer Wissenschaft noch fern lagen! — Nein, dreimal Nein! Gott sei Dank Nein! Unser Vertrauen auf Gott gründen wir allein auf dieses Gottes Wesen und Art, die er Gott sei Dank nicht nur in 2000 Jahren der Vergangenheit, nicht nur in einzelnen Köpfen und Herzen jüdischer Männer, nicht nur in den 308 Seiten des Neuen Testaments, sondern mit tausend und abertausend Stimmen im Wesen des Menschen selbst, in den Erkenntnissen der Geistesgeschichte, in der Geschichte seiner Menschheit, in seinem Evangelium: Ich bin der Vater, ihr seid die Kinder —, in mir und dir alle Tage offenbart; wir gründen unsern Glauben nicht auf die Geschichte, sondern auf den lebendigen Gott selbst.

Männer aber, die Evangelium — mit Anfangsgeschichte seiner Verkündigung, Männer, die Glauben, evangelischen Glauben, Hingabe an Gott — mit Fürwahrhalten, Annehmen geschichtlicher Ueberlieferungen (denn nur die kennen wir, die Tatsachen muß die Kritik erst erschließen) verwechseln, die wollen Leiter unserer großen evangelischen Landeskirche sein?! wollen einen Theologen wie Traub zurechtweisen? wollen dem geschichtlichen Werden in Theologie und Gemeindeglauben mit verklammten Formeln in die Speichen fallen?!

Nicht wir haben die Veröffentlichung des Erlasses gefordert und befördert —, der Superintendent durch sein brüderliches Rundschreiben, der Reichsbote mit seiner Forderung haben es getan. Nun ist es ganz still geworden. Geht es dem „Reichsboten" am Ende wie uns, daß er meinte: Hätte Traub ihn doch im Kasten behalten können, dann schadete er nichts; nun hat die Kirche den Schaden —? Wir sehen, sie lächeln, die andern Stände: So kann man auch nur mit Pastoren umgehen! Wir sehen, sie lächeln, die anderen Behörden: Ob so etwas möglich wäre im Kriegsministerium, oder in der Flotten-Verwaltung? In unserer Kirche ist es geschehen! Nun ist es heraus und unter den Leuten, nun sollen sie aber auch wissen, diese Leute, daß es Gemeindeglieder gibt, die mit solchem Vorgehen nicht zufrieden sein können, die Aenderungen verlangen.

Diesen Freigesinnten aber gilt: Was steht ihr faul und laßt solches geschehen in der Kirche und mit der Kirche, — Hand angelegt, es zu bessern, denn was die Kirche braucht, das könnt ihr schaffen: eine starke, liberale Partei, die die Behörde schützt vor Nötigungen, wie die durch jenen Beschwerdeführer; die der Behörde ins Bewußtsein riefe durch Zahlen und Stimmen, besser, als wir durch unsere Zeilen, daß wir auch da sind! Ans Werk, ihr Freunde, ehe es zu spät ist!

Der Probekandidat.

Der Altphilologe Adolf Schmidt, zurzeit in Frankfurt a. O., hat im Sommer 1907 in Leipzig die Prüfung für das höhere Schulamt abgelegt und sich zur Ableistung des gesetzlich vorgeschriebenen Probejahres gemeldet. Er wurde von allen Instanzen abgewiesen, da er Dissident sei. Nun beschwerte er sich beim sächsischen Landtag. Seine Angelegenheit kam am 12. Januar 1909 in Dresden zur Verhandlung. Der Berichterstatter stellte fest, daß es nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen eine Rechtsbeugung sei, dem Beschwerdeführer das Probejahr zu verwehren. Darauf antwortete der Kultusminister Dr. Beck ausführlich und trat für die Entscheidung seines Amtsvorgängers v. Schlieben ein, und zwar so, daß sich den Juristen die Haare sträubten und die Freunde der Gewissensfreiheit ihr Haupt verhüllten. Die Regierung verlange nicht, führte er aus, daß ein Lehrer in der Landeskirche bleibe, aber sie verlange, daß er sich zu einem bestimmten Glauben bekenne. Die Regierung sei nicht intolerant gewesen, sie habe Schmidt gefragt, ob er nicht wenigstens einer Sekte angehöre. Es handle sich überhaupt nicht um die Person des Herrn Schmidt, sondern um einen Vorstoß prinzipieller Art für religionslose Lehrer an höheren Schulen. Dann könnten auch Mohammedaner als Probekandidaten wirken; die glaubten freilich noch „etwas", während der Herr Schmidt „nichts" glaubte. Dem Volke aber müsse nach Kaiser Wilhelm I. die Religion erhalten werden. Die Beschwerde wurde mit 37 (konservativen) gegen 25 Stimmen vom Landtag abgelehnt.

Der Minister hat dabei den § 33 der Verfassung außer acht gelassen: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Glaubensbekenntnis". Zu diesen Rechten gehört es aber nach § 28: „seinen Beruf und sein Gewerbe nach eigner Neigung zu wählen und sich dazu im In- oder Auslande auszubilden". Soviel juristisch.

Zu der vulgären Verwechslung zwischen Konfessionslosigkeit und Religionslosigkeit hat Herr Schmidt selbst das Wort ergriffen in einer Erklärung, die am 16. Januar im „Leipz. Tageblatt" veröffentlicht wurde:

„Der Kultusminister sowohl wie mehrere konservative Abgeordnete haben mir in der Landtagsverhandlung vom 12. Januar nach Zeitungsberichten direkt oder indirekt den Vorwurf der Irreligiösität gemacht. Sie stützen diese Behauptung auf nichts anderes als die Tatsache, daß ich aus der evangelischen Kirche ausgetreten und vorläufig keiner anderen religiösen Gemeinschaft beigetreten bin. Ich sehe mich genötigt, diesen Vorwurf der Irreligiösität aufs entschiedenste zurückzuweisen. Ist es schon so weit mit uns gekommen, daß wir lediglich nach der äußeren Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft die Menschen in religiöse und irreligiöse klassifizieren? Ist es wohl wahrscheinlich, daß ein Mensch, dem Religion Hekuba ist, die großen Nachteile, die ihm heute noch aus einem Kirchenaustritt erwachsen, auf sich nimmt, oder ist nicht vielmehr gerade daraus zu schließen, daß er religiös stark interessiert ist? Welche andere Gründe sollten mich wohl zu dem Schritte veranlaßt haben als religiöse? Kennen die Herren nicht Schillers Wort:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion. ?

Die Herren verwechseln Religion mit ihrem eigenen konfessionellen Bekenntnis und bezeichnen jeden als irreligiös, der sich diesem nicht anschließt. So kommen sie zu der geradezu mittelalterlich anmutenden Verwechslung von Bekenntnislosigkeit und Religionslosigkeit. Wenn der Abgeordnete Ulrich-Chemnitz sagt, Religionslose seien nicht geeignet, Lehrer an unseren Schulen zu werden, so stimme ich dem aus tiefstem Herzen bei: den „Geist echter Religiösität zu fördern", ist eine der höchsten Aufgaben des Lehrers. Ist aber Herr Ulrich nicht auch der Meinung, daß unter denen, die äußerlich der Kirche angehören, Tausende von Religionslosen sind und sein werden, solange man in die kirchliche Gemeinschaft hineingeboren wird und nicht freiwillig eintritt? Glaubt ferner Herr Ulrich nicht, daß umgekehrt ein Konfessionsloser ein tiefreligiöser Mensch sein kann? Ich verweise ihn auf Schillers oben zitiertes Wort.

Im übrigen verzichte ich darauf, den Herren, die mir Irreligiösität vorgeworfen haben, ein Privatissimum darüber zu lesen, was Religion ist und was nicht Religion ist, empfehle ihnen aber dringend, in ihren Mußestunden etwas darüber nachzudenken.

Adolf Schmidt."

* * *

Der ganze Vorgang ist übrigens geeignet, die merkwürdige Stellung vieler Freigesinnter im Kampf der Volksschullehrer Sachsens um Befreiung von der kirchlichen Aufsicht des Religionsunterrichts zu erklären. Sie sagen den Volkslehrern im Vertrauen, in Sachsen gelte noch für sie das Wort: unterm Krummstab ist gut wohnen. Wenn die staatliche Aufsicht auch für den Religionsunterricht durchgeführt würde, kämen sie aus dem Regen unter die Traufe. Die staatliche Büreaukratie sei engherzig und rigoros, während die Organe der sächsischen Landeskirche sich weitherzig und in religiösen und Gewissensfragen verständnisvoll bewiesen hätten.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.